

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-341556](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341556)

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Wir brauchen einander Alle.

(Mit einer Abbildung.)

In einem kleinen Städtchen lebte ein gar hart-herziger und ungesälliger Mensch, Namens Trautmann. Er war zwar mit zeitlichen Gütern reichlich gesegnet, aber, wie es leider so manche in unsern Tagen gibt, er dachte nicht daran, damit andern beizustehen.

Den kleinsten Dienst, um den die Nachbarn ihn angingen, schlug er ab oder that ihn nur unter Brummen und Schelten. Wollte ein Nachbar etwas bei ihm leihen, so rief er: ich hab's nicht, oder ich brauch's selber, oder ich hab's für mich gekauft; sollte er einem andern in etwas aushelfen, so lautete seine Antwort: Hab' keine Zeit für Euch; oder: suche Dir einen andern; oder: laßt mich in Ruhe; oder gar: scheert euch zum Kukul!

Selbst für fremde Noth hatte er kein Herz, keine Hand, keinen Fuß. Des Nachbarns Kinder waren krank, die Frau lag in Schmerzen. Bitter Trautmann, sagte der Nachbar zu ihm, könntet Ihr für mich nicht einen Gang zum Doktor thun, ich kann nicht von Hause weg!

Da hätte ich viel zu laufen, wenn ich für andere Leute den Doktor holen wollte, seht, wie Ihr's macht, ich muß auch selber sorgen, war Trautmanns Antwort.

Da war's denn kein Wunder, daß Niemand des harten Mannes Freund war, daß Niemand theilnehmend fragte: Wie geht's, wie steht's, Gevatter? was machen Eure Neben, wie steht Euer Gras?

Wenn er durch die Straße ging, sah er wie einer, der ein böß Gewissen hat, nicht rechts noch links, und das wäre auch vergeblich gewesen, denn für ihn hatte in dem Städtlein Niemand einen freundlichen „Guten Morgen“ oder „Guten Abend!“

Da traf aber auch ihn das Unglück. Es brach Feuer aus in seinem Hause und bei einem heftigen Winde lag bald all sein Hab und Gut mit Haus und Scheuer in Asche.

Zwar hatte Mancher den alten Groll vergessen und hilfsreiche Hand angelegt zum Retten und Löschen, aber das Element war stärker als Menschenhilfe und am Abend war Trautmann ein armer obdachloser Mann, Wohl mochte mehr als Einer

denken: der Mann hat sein Unglück verdient, das ist die strafende Gotteshand; aber es war doch herzerreißend, ihn zu sehen, wie er im Häußein seiner halbnaekten Kinder daßand auf der Brandstätte und nicht wußte, wo er sein müdes Haupt hinlegen sollte. Man sah's ihm an, er getraute sich nicht, Jemand um ein Obdach zu bitten für sich und die Seinen, denn er gedachte seines frühern Betragens gegen seine Mitbürger.

Siehe, da trat aus der Menge sein Nachbar Friedbach vor, den er in der Krankheit von Frau und Kindern so hart angelassen hatte, und sagte: Hör' Nachbar, ich sehe Dir's an, Du weißt nicht, wohin mit diesen armen Würmlein! komm zu mir, mein Haus ist groß genug für uns beide. (S. Abbg.)

O Nachbar, rief Trautmann, das habe ich nicht verdient an Dir. Ich schäme mich, daß ich — Still, still davon, fiel ihm Friedbach in's Wort, so wollst Du nun erkennen, daß wir einander Alle brauchen.

Die Rußanwendung dieser Geschichte mache sich ein Jeder selber.

Was ist der Mensch? Halb Thier, halb Enael.

So hat vor bald hundert Jahren ein deutscher Dichter gesprochen, und wahrlich, die Geschichte aller Jahrhunderte liefert uns dazu Beispiele, warnende und abschreckende, ergreifende und hinreißende Beispiele genug.

Zwei solcher Begebenheiten, die sich im Laufe des letzten Jahres zugetragen, will ich dir, lieber Leser, erzählen, die eine zum abschreckenden, die andere zum vorleuchtenden Exempel.

In der westpreussischen Stadt Marienwerder stand eine Frau vor Gericht, angeklagt, ihr fünfjähriges Stiefkinderchen getödtet zu haben. Nach kurzem Verhör gestand sie folgendes ein: In der Nacht stand ich auf und weckte mein Kind. Ich zog es an, indem ich ihm sagte, ich wolle es zu einem in der Nähe wohnenden Verwandten bringen. Ich nahm das Kind, das, obwohl aus dem Schlafe aufgeweckt, mir dennoch willig folgte, auf die Arme, und ging mit ihm hinaus auf das Feld. Dort stellte ich es neben eine Grube, in welcher ich früher meine Kartoffeln vergraben

hatte. Ich erklärte nun dem Kinde, hier wolle ich es begraben. Das arme Kind warf sich mir weinend und flehend zu Füßen, umklammerte in schrecklicher Angst meine Kniee, und bat unter Thränen und Jammer um sein Leben. Umsonst! ein böser Geist hatte mein Herz verhärtet, meine Sinne verblendet, meine Ohren taub gemacht gegen die Stimme seines Jammers. Ich band ihm Hände und Füße zusammen, legte das arme Geschöpf in die Grube und überschüttete es mit einer mitgebrachten Schaufel schnell mit Erde. Ich hörte aus der Tiefe sein verzweifeltes Geschrei, sein hinterbendes Wimmern, alles vergebens, mein Herz blieb ungerührt, und nach vollbrachter That entfernte ich mich schneller als ich gekommen war.

Die Sünderin hat den irdischen Lohn ihrer That empfangen; — aber wie lange wird sie noch jenseits des Grabes das Wimmern ihres vergrabenen Kindes hören?

Mir blutet das Herz, indem ich dies schreibe, und auch dir, lieber Leser, habe ich vielleicht das Herz zum Bluten gebracht.

Aber ich will dir, vielleicht zum Balsam für die Wunde, die That einer andern Mutter erzählen, die sich jenseits des Weltmeeres, in Amerika zugetragen hat.

Der große Mississippi-Strom in Nordamerika fließt, wie die Leser vielleicht wissen, die sich wohl auch schon mit allerlei Auswanderungsgedanken auf der Landkarte von Amerika umgesehen haben, bei Neu-Orleans ins Meer. Viele Schiffe mit Auswanderern fahren nun alljährlich nach Neu-Orleans, und von da auf Dampfschiffen den Fluß hinauf ins innere Land.

Ein solches Dampfschiff, mit Passagieren beladen, war noch nicht sehr weit von der Stadt entfernt; da, um die Nachmittagszeit, wo wegen der großen Hitze dort ein Jeder sein Schläschen macht, ertönt plötzlich der Ruf „Feuer“ auf dem Schiffe. Das Schiff war in dem breiten Strome, gegen den unser Rhein ein mittelmäßiges Flüsslein ist, über 1800 Fuß vom Ufer entfernt. Der Steuermann rudert zwar gleich auf den ersten Ruf dem Lande zu, aber das von der großen Hitze durch und durch ausgedörte, und überdies noch mit Theer ganz bestrichene Schiff steht auch im ersten Augenblick ganz in Flammen. Was Füße hat zu laufen, das läuft auf's Berdeck, (so heißt der oberste Boden des Schiffes), und, um nur dem unvermeidlichen Feuertode zu entinnen, kops über in's Wasser. Ich glaube, der Leser und ich, wir hätten's auch so gemacht. Aber freilich da un-

ten im haustiefen Wassergrabe umarmt der Tod seine Beute eben so schnell. Mittlerweile war das brennende Schiff aber doch dem Ufer näher gekommen. Einige wenige Menschen auf dem Schiffe hatten die Hoffnung noch nicht aufgegeben, und sich auf den letzten halbverbrannten Nesten des Schiffes erhalten. Da werden auch diese von den Flammen ergriffen, eine arme Mutter, mit ihrem zwölfjährigen Töchterlein im Arme, stürzt in die Fluth.

Aber siehe da, ein Mann mit starkem Arme, dessen Leben selbst nur noch am letzten Strohhalmchen hängt, stürzt ihr nach, ergreift die mit den Fluthen Ringende bei der Hand, um sie zu retten. Aber auch seine Kraft ermattet, die doppelte Last der Mutter und der Tochter zieht ihn in die Tiefe. Frau, laß dein Kind fahren, ich kann euch beide nicht retten, ruft er ihr zu. Verzweifelt blickt die Arme ihn an, aber ihr Kind hält sie fest. Noch einmal bittet er sie, ihr Kind hinzugeben, und ihr eigen Leben zu retten. Sie aber ruft ihm zu: Rette dich, ich will ohne mein Kind nicht gerettet werden, läßt seine Hand los, und versinkt, das theure Kind im Arme, im tiefen Fluthengrab.

Siehe, Leser, es gibt auch Engel unter den Menschen!

Das pffiffige Büblein.

Ein Büblein, das den Verstand gerade auch nicht mit Eßlöffeln, nicht einmal mit Kaffeelöffeln gefressen hatte, sollte einmal für seine Mutter in einen Laden gehen, und Salz und Pfeffer holen, von jedem Theil für einen Kreuzer. Aber bring mir hübsch jedes Theil besonders, sagt sie, und gibt ihm einen Teller mit. Das Büblein besinnt sich unterwegs, wie's das Ding anfangen will, um hübsch jedes Theil besonders zu behalten, und geht nun, mit seiner Sache im Klaren, zum Kaufmann. Gebt mir für einen Kreuzer Salz, sagt das Büblein und streckt den Teller hin; der Kaufmann schüttet's ihm drauf. Und nun auch für einen Kreuzer Pfeffer, sagt es mit pffiffigem Gesicht, und — dreht den Teller um, und nimmt den Pfeffer auf das untere Theil. Ehe der Kaufmann ein Wort sagen kann, ist es mit seinem Kauf aus dem Laden, und kommt mit zufriednem Angesichte zum Mütterlein. Da hab' ich den Pfeffer, sagt das lustige Büblein, und streckt der Mutter den Teller hin. Ja, aber wo

hast du das Salz? Und da hab' ich auch das Salz, sagt der Pfiffikus und dreht den Teller wieder auf die andere Seite. Die Lektion von wegen einem andern Mal ist aber auch nicht ausgeblieben und so unschuldig das Büblein an seiner Dummheit war, so bekam es doch eine gute Portion aus dem Salz und Pfeffer, aber nicht jedes Theil besonders, und das Büblein mochte sich drehen und wenden, wie es wollte, es konnte weder von der einen noch von der andern Seite den Pfeffer oder das Salz herunterschütteln.

Nichts über einea geschiedten Mann.

Sonst war unser Freund, der Rath, ein ganz braver Mann; aber daß das Pulver schon erfunden war, als er das Lebenslicht erblickte, war auch gut, denn er hätte es nicht gethan. Zu dem also kam auch einmal ein Bürschlein, das wollte den Herbst anschießen, aber nicht Anno 1850, denn da hat man's bleiben lassen, erstlich weil man ohnedies vorher zu viel unnütz Pulver verpufft hatte, und zum andern, weil es im Kriegszustande nicht wohl räthlich, und endlich zum dritten, weil der 1850er Wein keinen Schuß Pulver werth war. Könnten Sie mir nicht eine Pistole leihen zum Herbstanschießen, sagte das Bürschlein. Nein, mein Freund, war die Antwort, aber wenn mit einem Säbel gedient ist, den könnt' ich schon einen Tag entbehren.

Ein andermal kommt ein Nachbar zu ihm auf die Hausflur und sagt ihm, nach den Verhandlungen des schweizerischen Bundesrathes solle dort jetzt auch das Geld nach dem Dezimalsfuß, d. h. so eingerichtet werden, daß alle Münzsorten mit der Zahl zehn aufgehn, also 10 Rappen einen oder zwei Bagen, 10 Bagen einen Franken u. s. w. machen. Des andern Tages kommt ein anderer Nachbar zu ihm, und der gute Mann, der gerne mit politischen Neuigkeiten um sich wirft, erzählt ganz brühwarm: Aber, wissen Sie auch schon, lieber Nachbar, daß jetzt das Geld in der Schweiz nach dem Cubitfuß eingerichtet wird? Ein Cubitfuß aber, lieber Leser, ist, wie du's gewiß von dem Herrn Schulmeister in der Schule gehört hast, ein Holz- oder Stein- oder Erdmaaß, und beträgt je einen Schuh in's Gevierte. Da müßte man freilich, wie man im gemeinen Leben sagt, das Geld mit Löffeln zu fressen haben, und das hast du nicht, lieber Leser, und der Kalendermann auch nicht.

Es kommt darauf an, wie man's schreibt.

An unserer Zollgränze müssen die Südfrüchte, z. B. Feigen, Pomeranzen und dergl., einen Eingangszoll bezahlen. Nun kam vor einiger Zeit ein Weiblein aus dem Schweizerland, die hatte einen Sester Bohnen und einen Sester Erbsen gekauft und wollte es im Badischen wieder verkaufen. An der Grenze kommt ein Grenzaufseher, der noch nicht lange beim Geschäft war und auch sonst nicht gerade zu den Pfiffigsten gehörte. Der dreht seinen Schnurrbart und macht ein gar feines und bedeuersames Gesicht, denn er kennt das Weiblein und denkt: Bart Alte, ich will dir die Bohnen versalzen. Also fragt er die Alte: Was zu verzollen? Bohnen und Erbsen, was kostets? Der Grenzaufseher schlägt mit wichtiger Miene seinen Tarif nach und so und so viel Gulden und Kreuzer lautet seine Antwort. Ich glaube, Herr, mit Respect von Euer Ehren zu melden, Sie sind nicht recht bei Trost im obern Stock. Was bei Trost, ich sage Zhr, die Erbsen und Bohnen kosten so und so viel und damit Punktum! Aber die Alte ließ sich das Punktum nicht gefallen, sie ging zum Berwalter im Zollhaus, klagt ihm ihre Noth, dieser läßt den Aufseher herbeirufen und fragt ihn, warum er so viel Zoll für Bohnen und Erbsen fordere. Aber wer beschreibet sein Gelächter, als der gute Mann mit dem Tarif in der Hand ihm zeigt: Südfrüchte so und so viel, und behauptet, Erbsen und Bohnen seien Südfrüchte, denn sie seien ja zum Sieben.

Item hätte der Herr etwas besser lesen und schreiben lernen, so hätte er gewußt, daß Südfrüchte keine Südfrüchte und Bohnen keine Pomeranzen sind, und er hätte sich nicht selber ein X für ein U, d. h. ein ie für ein ü gemacht.

Veröhnung vor dem Tode.

Ein alter Schnapsfreund lag am Sterben. Die Frau läßt den Herrn Pfarrer rufen, und dieser macht ihm ernste und freundliche Vorstellungen, mit welchen Gesinnungen man aus diesem Leben scheiden müsse. Ohne Reue über begangene Sünden, so namentlich über seine Liebe zum Trunk könne er nicht selig sterben, deshalb müsse er selbst in der letzten Stunde erkennen, daß der Brantwein eigentlich sein größter Feind im Leben gewesen.

Mit dieser Reue müsse sich aber auch verbinden eine versöhnliche liebevolle Gesinnung gegen alle Welt, gegen Weib und Kind, gegen Freund und Feind! Der Patient macht ein recht andächtig und zerknirschtes Gesicht und fängt nach einem tiefen Stohseufzer also an: Ehrwürdiger Herr, ich erkenne es, daß Sie Recht haben. Ich bin bereit, mich zu versöhnen, und wär's mit meinem größten Feinde. Darum geben Sie mir noch ein Schlüßlein aus dem Fläschlein dort, denn dort drinn ist mein ärgster Feind, und mit dem will ich mich versöhnen, ehe ich sterbe.

Item: Auch ein Beispiel, wie es ein guter Christ nicht machen soll.

Der Spiz und der Mops.

Ei guten Morgen, Herr Gevatter, warum schreit denn euer Hund so jämmerlich?

Das will ich euch sagen, antwortete der Nachbar Gevatter, es war ein Spiz, und den hab ich zum Mops gemacht und ihm darum die Ohren abgeschritten.

Aber, guter Freund, das arme Thier schreit ja schon 14 Tage in Einem fort.

Ja das will ich Euch sagen, Nachbar Gevatter! Ihr wißt, daß ich kein Thierquäler bin, und da hab' ich'm denn die Ohren nicht auf einmal abgeschritten, sondern ich schneid'm alle Tage nur ein klein Streifchen ab.

Item: Der liebe deutsche Leser greife doch gefälligst an seine Ohren, ob sie noch ganz sind, und wenn er merkt, daß man ihm seit mehr als 200 Jahren so ein Stücklein nach dem andern davon abgeschritten, so wird's ihn nicht mehr wundern, warum der deutsche Michel schon eine Zeit lang so gottserbärmlich schreit, als ob's ihm an's Leben ginge. Freilich wär's auch den guten Nachbarn unseres deutschen Landes allenthalben lieber, wenn der gute Bursche, den sie sonst den deutschen Michel nennen, aus einem wachsamem Spiz so nach und nach ein fauler Mops, ein schläfriger Schooschund werden wollte, der sich weniger um Haus und Hof, als um Küche und Keller bekümmerte, und fremde Herren schalten und walten ließe über deutsche Länder und Leute.

Aber wer weiß, ob nicht statt eines Mopses aus ihm bald einmal ein grimmiger gewaltiger Bullenbeißer wird, der Haus und Hof wieder sauber macht von fremden ungebetenem Gästen!

Deutsche Einheit.

Da drunten im badischen Land an der hessischen Grenze ist ein Dörflein, das hatte zwei Bürgermeister, einen hessischen und einen badischen, denn das Dörflein ist halb hessisch und halb badisch. Aber die beiden Ortsvorsteher waren des halb doch gute deutsche Patrioten. Wenn es etwas zu amten, zu versteigern, zu rechnen gab, d. h. im Wirthshaus, so waren sie meistens brüderlich beisammen, und leerten da in Liebe und Freundschaft manches gute Schöppllein miteinander, und stießen an auf die Einheit Deutschlands, und gingen mit der Lumpenglocke Arm in Arm nach Hause. So weit ging's gut, aber nicht lange; denn als die alte Kirche inwendig einen neuen Noth bekommen sollte, weil der alte gar zu schäbig geworden war, beriethen sich die beiden treuen Freunde miteinander, ob man die Kirche grau oder weiß oder rosenroth oder wie sonst anstreichen sollte, und konnten trotz allem guten Willen nicht Handels einig werden.

Da kam der alte Schulmeister dazu, der für noch gescheuter galt im Dörflein als die beiden Bürgermeister miteinander, und der selber meinte, er wolle es mit dem Herrn Pfarrer wohl auch noch aufnehmen, und der that folgenden Spruch: Liebe Herren und Freunde, Ihr habt so lange Einigkeit gehalten in allen Dingen und wollet euch nun wegen einer solchen Kleinigkeit entzweien. Das sei ferne. Ich will Euch sagen und das muß ich wissen, daß die grüne und die blaue Farbe am nächsten verwandt sind, darum schlage ich euch vor, streichet die Kirche grün und blau an. Gesagt, gethan, die Bürgermeister ärgerten sich, daß sie nicht selber den gescheuten Einfall gehabt hatten; die eine Seite der Kirche sammt Bänken, dem halben Altar, der halben Orgel und Kanzel wurden grün, die andere Hälfte blau angestrichen, und als die Sache fertig war, tranken die beiden Bürgermeister sammt dem Schulmeister noch manches Schöppllein miteinander und stießen auch jedesmal an auf die deutsche Einheit.

Es scheint wirklich, so kommts wenigstens dem Boten und vielleicht auch dem geneigten Leser vor, als ob die deutsche Einheit darin bestünde, daß die guten Deutschen einander gegenseitig grün und blau anstreichen oder gar schlagen müßten, bis sie einig werden.